

sich unermüdlich für eine pastorale Weiterbildung des Klerus auf Pastorkonferenzen ein. In der Zölibatsfrage wandte er sich gegen eine starre Auslegung der kirchlichen Vorschriften. Er brachte auch Vorschläge für eine Reform des Breviergebetes, damit der Seelsorger wieder zum frömmsten Beter in der Pfarrgemeinde werde. Eine solche profilierte Persönlichkeit blieb natürlich von heftigen Anfeindungen nicht verschont. Man verbot sogar den Besuch seiner Vorlesungen. — Eine reiche Auswahl aus den Publikationen des großen Lehrers bereichern das Buch. Der Leser wird selbst von der lebendigen und ansprechenden Sprache erfaßt und unmittelbar in die geschichtliche Entwicklung hineingestellt. Dadurch weitet sich sein Horizont. Der Wert der angekündigten Reihe liegt in der Vergegenwärtigung der Geschichte, denn sie bewahrt uns vor Defaitismus einerseits und vor einem kurzlebigen Enthusiasmus, der alles Heil in der Befreiung von der Geschichte und in der Änderung des Äußeren erhofft.

*Karl Gastgeber, Graz*

*Bertrand J. De Clercq*, Religion und Politik, Konzil konkret Nr. 8, Palotti Verlag, Friedberg bei Augsburg 1969.

Ein heute viel diskutiertes Problem ist die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Gesellschaft, Religion und Politik. Das II. Vatikanische Konzil hat dazu zweifellos wichtige Aussagen gemacht. Zwei Realitäten werden von De Clercq näher untersucht: Die Wirklichkeit des Staates und seiner Gestaltung, der Politik. Hier geht es vor allem um die Fragen der Macht, des Rechtes, der politischen Ideologien. Auf der anderen Seite wird nach der politischen Dimension des Christentums gefragt: Traditionelle Parolen stehen zur Diskussion: „Religion ist Privatsache“, „das Christentum ist konservativ“. Die Lösung, die der Verfasser in seinen letzten Kapiteln anvisiert, entspricht dem, was das Konzil als relative Autonomie weltlicher Sachbereiche begriffen hat. Er stellt ein Christentum dar, das von der Politik befreit ist. Dem entspricht eine von religiöser Ideologie befreite sachrationale Politik. Diese Freiheit ist aber eine relative, weil dieselben Menschen, die religiös sind, zugleich politisch tätig werden.

*Paul M. Zulehner, Wien*

*Richard Hauser*, „Was des Kaisers ist“. Zehn Kapitel christlicher Ethik des Politischen, Verlag Josef Knecht, Frankfurt/Main 1968.

Dieses Buch ist eine versäumte Chance in einem immer aktuellen Bereich. Der Autor muß es geahnt haben, wenn er im Vorwort bemerkt, daß er „einer bestimmten Tradition sozialer Ethik verpflichtet“ ist. Um eine letzte Ungewißheit zu beseitigen, versichert er gleich zu Beginn, daß man diese „konservativ nennen“ mag. Der Autor hält noch dazu fest, daß er „wohl ohne die dringende Einladung des Verlages nicht einer weiteren Öffentlichkeit“ diese Arbeit vorgelegt hätte. Schade, denn das Verhältnis von Evangelium und Politik nach dem zweiten Vatikanischen Konzil in einer der Gesellschaftssituation entsprechenden Deutung wäre wohl dringend an der Zeit. Eben dieses Zweite Vatikanische Konzil wird aber von Richard Hauser wenig gewürdigt. Man findet viele Zitate von Platon über Thomas von Aquin bis zu Baudelaire; die Pastorkonstitution über die Kirche in der Welt von heute „*Gaudium et Spes*“ ist jedoch selten darunter. Man kann sicher nicht nach der Quantität der Zitierung gehen, es muß jedoch verwundern, daß im Zusammenhang mit der Demokratie auf den vom Sachregister angegebenen Seiten lediglich die Weihnachtsansprache 1944 Pius XII. vorkommt. Zur Belegung der Mitverantwortung der Bürger, der Rolle des Gehorsams und der Aufgabe der Autorität hätte es wohl noch aktuellere Stellen von Päpsten gegeben. Die Lehräußerungen von Päpsten nach Pius XII. finden überhaupt keine Berücksichtigung, Johannes XXIII. dürfte in seinen Enzykliken „*Mater et Magistra*“ und „*Pacem in Terris*“ offensichtlich keine Aussagen zur politischen Ethik gemacht haben. Doch nicht nur die Demokratie erleidet dieses Schicksal, auch die politischen Parteien werden stiefmütterlich behandelt. Gerade dort aber ist das Problem der Ethik in der Praxis der Demokratie am größten. Die Warnung, nicht „in Gruppenegoismus“ zu verfallen, ihre Existenz mit der des Staates gleichzusetzen und Politik als Selbstzweck zu betreiben, ist im Zeitalter der parteienstaatlichen Demokratie zu banal und zu wenig, um dem Buch eine entsprechende Aktualität zu geben. Man kann dem entgegenhalten, daß die Demokratie nicht gerade die häufigste Staatsform unter

den über 100 Ländern der Welt ist. Ein in Europa schreibender Autor, der sich mit der Wirklichkeit Politik befaßt, muß sich jedoch mit dieser kontinentalen Wirklichkeit konfrontieren. Im Zusammenhang mit den Parteien befaßt sich Richard Hauser auch mit der internationalen Situation und führt aus: „Die Aufgaben der internationalen Politik sind unter analogen Gesichtspunkten zu betrachten. Auch die Staaten verbindet das umfassende Gemeinwohl, das zu Toleranz und Kompromiß verpflichtet. Das Fehlen einer anerkannten Autorität kann allerdings im äußersten Fall zur Erhaltung der eigenen Existenz die Anwendung der Gewalt erlaubt machen. Ob Kollaboration mit dem Feind sittlich verwerflich oder geboten ist, kann nicht nach unklaren Gefühlen, sondern einzig vom Gemeinwohl des betreffenden Volkes aus beurteilt werden“ (206 f).

Man ist also versucht, nachzuschlagen, was Hauser unter „Gemeinwohl“ versteht; man stößt auf drei Fundstellen, deren erste feststellt: „Gesund ist eine Gemeinschaft nur dann, wenn sie Raum läßt für die Eigentätigkeit aller ihrer Glieder, denn in der freien Entfaltung dieses wirtschaftlichen, kulturellen und geistigen Lebens besteht ja gerade das Gemeinwohl“ (42). Seite 59 heißt es wieder, daß dieses Gemeinwohl „vielmehr einen Wert qualitativ eigener Art darstellt, dessen Verwirklichung eben erst durch die realisierte Gemeinsamkeit der Vielen möglich wird“. Seite 74 nennt dann die Faktoren, „aus denen sich das Gemeinwohl in seiner konkreten Gestalt ablesen läßt. Zunächst wird für die konkrete Wahl die geschichtliche Situation eines Volkes, seine kulturelle, wirtschaftliche und soziologische Struktur maßgebend sein.“ Auf Grund dieser Definitionen stellt sich nun die Frage, wie das betreffende Volk die „Kollaboration“ beurteilen soll; ob nicht auch hier „unklare Gefühle“ vorliegen? Wenn man nun nach einer Überprüfung dieser einzelnen Punkte wieder das Vorwort vornimmt, muß man den letzten Satz zitieren, um seine Bedenken bestätigt zu finden: „Eigentlich nämlich sollte nur rund und ganz Gelungenes, und das ist öfter wieder Überprüftes, lange Bedachtes, gedruckt und über den Tag aufbewahrt werden.“ Dem ist hier nichts hinzuzufügen.

*Erhard Busek, Wien*

*Erich Widder, Alte Kirchen für neue Liturgie, Wiener Dom Verlag, Wien 1968.*

In diesem Buch wird sehr schön gezeigt, wie man alte Kirchen entrümpelt und für die neue Liturgie richtet. Das Konzil hat dafür die moralischen Voraussetzungen geschaffen, wenn auch seine vagen Aussagen wenig positive Hinweise enthalten. Aber das ist ohnehin mehr Vorwand als echter Grund. Da ist das Unbehagen an den alten historischen Kirchen, an den unzweckmäßigen Räumen, der Masse des Zierates und der Statuen, der viele Kitsch, der hinausgehört. Im Buch sieht man immer gegenübergestellt die Kirchen von einst und von jetzt. Das eine ist ein Alptraum, das andere eine Befreiung. Vielleicht hätte man vieles anders, auch besser machen können und noch mehr Bilder und Statuen wegräumen sollen; aber wenn man die konkreten Schwierigkeiten an Ort und Stelle in Betracht zieht, dann freut man sich über den Mut und den Erfolg der Neuerer. Mit dieser längst fälligen, langsam in Schwung kommenden Erneuerung unserer Gotteshäuser werden die Gemeinden, der Gottesdienst und die ganze Kirche wieder glaubwürdiger. Es gibt noch unerhört viel zu tun. Wir können nicht aus allen alten Kirchen ausziehen oder sie niederreißen, aber wir können sie umgestalten und in ihnen eine neue Atmosphäre schaffen. Es ist nicht wahr, daß Altes und Neues nicht zusammenpassen. Das Gute aus jeder Zeit paßt zusammen. Das Buch sollte jedem Pfarrer in die Hand kommen, der in einer alten Kirche sitzt, und ihn solange beunruhigen, bis er auch soweit ist und die Gemeinde für die Umgestaltung gewinnt. Die Kirche ist nicht Museum, sondern Raum für eine lebendige, sich wandelnde Gemeinde.

*Franz Jantsch, Hinterbrühl*

*Albert Burkart — Johannes Fellerer — E. M. Kleffner — Max Faller, Kirchenraum nach dem Konzil, Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst, München 1969.*

Wenn man in fremde Orte kommt, besucht man gerne die Kirchen, sei es um sich zu besinnen oder den Bau zu betrachten, sind die Gotteshäuser doch meistens die bedeutendsten und schönsten Bauwerke. Aber je mehr man es tut, um so Schlimmeres erlebt